Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lyrik

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Lyrik

Nachdem sich Helene Voigt-Diederichs zuerst vor vier Jahren durch ihre schleswig-holsteinischen Bauerngeschichten bekannt gemacht hat, giebt sie uns heute einen Band Lyrik in wunderhübscher Ausstattung mit Buchschmuck von Ciffarz (Leipzig, Diederichs), dessen einzelne Seiten uns bald rankenartige Einfassungen zeigen, bald kleine Bilder oben oder unten, manchmal beides oder auch nichts, je nachdem es dem Sinn der Verse angemessen schien. Die Ornamente sind orange, die Bilder graugrün gedruckt, der kunstsinnige Verleger wollte hier zum erstenmale einem Buche „durch zusammenstimmende, gebrochne Farbentöne eine ihm eigne Seele geben," und daher haben sich unsre Augen auch hellgrüne Buchstaben gefallen lassen müssen. Zwischen den Worten des Titels „Unterstrom Gedichte" sehen wir ein ornamentiertes Zeichen, das entweder einen Punkt oder einen Bindestrich bedeuten könnte. In jenem Falle hätten wir außer den Gedichten noch einen „Unterstrom" zu erwarten, etwas größeres etwa als Hauptstück der Sammlung. Da aber das Inhaltsverzeichnis nur die Gedichte berücksichtigt, so haben wir uns unter dem Ganzen „Unterstromgedichte" vorzustellen, vielleicht weil sie tief gehn wie ein Unterstromboot, wofür andre etwa Einsame Gedichte, Stille Lieder oder so etwas gesagt haben würden. Oder ist es doch vielleicht anders gemeint, und hat das Gedicht „Unterstrom" Seite 66 ursprünglich an erster Stelle stehn sollen? Dort sucht die Dichterin den Geliebten, landeinwärts, obwohl sie weiß, daß er nicht da ist, und da sieht sie auf einem Wasser ein Zweiglein der Schleuse zutreiben mit wunderlich verborgner Strömung Kraft und muß sich nun als des Zweigleins Schwester fühlen und hinunterstarren in die Rätselflut. Auf dem beigegebnen Bilde aber finden wir statt des Zweiges einen Mann mit einem Kahn, den eine Nixe in der Tiefe an einem Faden vorwärts zieht, sodaß die ganze Sache für uns noch rätselhafter wird. Wie dem nun auch sein mag, jene frühern Erzählungen waren stark realistisch, munter, lebendig, ein wenig derb, der Dialog war zum Teil plattdeutsch, diese Gedichte hingegen sind ganz auf Reflexion gestimmt, durchweg tief schwermütig, einige bis zur Verzweiflung unglücklich, kaum eins von Herzen heiter. Da doch hinter jeder dichterischen Äußerung die Fiktion einer Wirklichkeit steht, so fragt man: Konnte denn ein einziges Menschenkind soviel trauriges erleben? Und sollte es wirklich geduldige, teilnehmende Zuhörer finden, Leute, denen das Mitseufzen eine Freude ist, wie ja bekanntlich das Lachen anstecken soll? Nichts ist doch auf die Dauer so einförmig und ungesellig wie fremde Trübsal. Zu dem müden Leid

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

und der Klage kommt nun ein Naturhintergrund von Moor und Heide, von Nacht und Nebel oder wenigstens Dämmerung, ein so melancholisch gefärbtes Naturbild, daß sogar die Mainacht, die in uns allen gewiß zunächst die Vorstellung von etwas Anziehendem, Einschmeichelndem hervorruft, als einzigen plastischen Zug das Prädikat bekommen hat: „Schwarz liegt der Erlengrund." Und dann: „Es schwieg schon längst des Nachtwinds Wehn in sehnsuchtsdunklem Weh." Wir meinen, wenn wir sein Weh empfinden sollten, hätte der Wind gerade nicht schweigen müssen. Endlich: „Am Waldessaum der Kuckuck ruft sich schier die Kehle wund." Aber Helene, sollte das wirklich ein Kuckuck gewesen sein — ein Kuckuck bei Nacht? Richtig, da zum Schluß noch einmal: „Fern hallt des Kuckucks Schrei." Wichtiger als dieser eine aus der Rolle gefallne Kuckuck ist, daß der Verfasserin Naturwiedergabe überhaupt meistens etwas allgemeines, konventionelles hat. Bringt sie, um dem zu entgehn, Einzelheiten, so flattern diese hin und her und schließen sich nicht zu vollen Eindrücken zusammen. In dem „Noch" überschriebnen Gedichte erfahren wir am Schluß, daß es März ist. Schnee liegt überall, „umfängt voll Erbarmen mit kaltfeuchten Armen Pflugland und — Klee." Ist das anschaulich? Dann im blattlosen Walde die streichende Schnepfe. Darauf: „Noch fehlt das Blühn. Nur Goldstern und Mieren die Ruhe verlieren," dann noch einmal Bäume, in denen der Saft kreist „mit dämmernden Träumen von jungem Grün," und endlich raunende Märzlüfte „in frohem Erstaunen ahnungsbeseelt." Lauter künstliche Naturpersonifikationen, die gar nicht unmittelbar empfunden werden können, und die sich, wenn man ihren Sinn durch Nachdenken zu finden sucht, als Klangphrasen erweisen. Wer Eindrücke haben will, muß sich schon an die Schilderung der menschlichen Trübsal halten. Wir trauen aber der Verfasserin zu, daß sie sich gerade so gut in die Empfindungen einer glückerfüllten Seele hineinversetzen könnte, und wir versprechen uns wohlthuende Eindrücke, wenn sie uns recht bald einmal hellere, sonnige Pfade führen möchte.

Von Heinrich Vierordt, einem schon bewährten Dichter, liegen neue Dichtungen unter dem Titel „Fresken" vor (Heidelberg, Winter). Es sind meist geschichtliche und balladenartige Sachen mit reichlichem Tonklang und vielen Adjektiven, frisch und gesund, manchmal etwas weit gesucht und gelehrt. Das „Lied vom einsamen König," worin die Thorheiten Ludwigs II. von Bayern besungen werden, ebenso die „Legende vom Stern" auf Napoleon III. sind überhaupt keine Poesie mehr, sondern gereimte Aufsätze, auch „Die Reveille" über Schillers Luise Millerin gehört dahin, und die Zeit der Polendichtung — Adam Mickiewicz — sollte doch vorüber sein. Von den modernen Zeitproblemen hat uns „Die Rose" zugesagt, weniger der Ball beim General („Eine Mutter") und „Die Neuvermählten," diese eine nicht ganz leicht verständliche Mischung von Wirklichkeit und Phantastik. Hübsch sind einige frei erfundne Stimmungsbilder: „Morgen am Fluß," „Nächtliche Krönung" mit glücklichen Anklängen an Goethische Liebeslieder, „Idyll." Schön ist die „Dreikönigslegende" im Ton eines kirchlichen Volkslieds, der hier besonders gut

getroffen ist. Auch „Mein Jesus" ist gut, ein sozialer Christus unter Fabrikmädchen, in den freien Maßen der Goethischen Jugendgedichte. — Otto Frommels „Flutwellen" (aus demselben Verlage) sind einfacher, natürlicher und für die meisten vielleicht auch anziehender, obwohl Vierordt der bessere Dichter sein mag. Aber wozu immer die gespreizten Titel, die gar keine Deutung auf den Inhalt und die Vortragsweise zulassen! Wenn jeder so weiter macht, sind alle diese schönen Namen schnell verbraucht, und schließlich sagt doch das einfache „Gedichte" oder „Neue Gedichte," was hier als Untertitel zugefügt ist, noch gerade genug, wie einst zu Schillers und Goethes Zeiten. Der Dichter dieser „Flutwellen" ist ein gebildeter, mit Mythologie und Geschichte vertrauter und auch von neuerer Kunst angeregter Mann, der aber hauptsächlich die unmittelbar gegebnen Verhältnisse auf sich wirken läßt: Vater und Mutter, das eigne Haus, Erinnerungen an die Kindheit und an einen ländlichen Geburtsort von der Stadt aus, „wo die Seele keinen Sonntag hat." „Abendstunde" (im Württemberger Land) ist ein schlichter, reiner Naturklang, „Sommermorgen" geradezu reizend. Manchmal kommen auch schwermütige und gruselige Sachen vor, die bei weitem nicht so natürlich sind, und ein durch die Herbstnacht rufender Häher ist jedenfalls ein nicht gewöhnliches Begegnis. Viel schönes enthalten fünf Weihnachtslieder. Aber „Gottfried Kellers Vision" ist ein gereimter Gymnasiastenaufsatz, der in eine solche Sammlung nicht mehr hätte aufgenommen werden sollen. — „Herbstblüten, Lieder eines schlichten Mannes" von Wilhelm Heinrich Luckau (Magdeburg, Creutz) haben einen an der Schwelle des Alters stehenden Magdeburger Böttchermeister zum Verfasser, der nur die Bildung einer Dorfschule genossen hat. In wohlthuendem Gegensatz zu manchen ähnlichen Produkten sind sie frei von aller Ziererei, wirklich schlicht und natürlich. Sie enthalten vorzugsweise persönliches, Natureindrücke, Jugenderinnerungen, auch etwas Betrachtung, einige politische und patriotische Lieder, endlich einige recht hübsche plattdeutsche Sachen. Das dem Buche vorgesetzte Bildnis wäre entbehrlich gewesen.

Von allen diesen, die wir diesesmal betrachten, hat der Österreicher Richard Schaukal ohne Frage das stärkste Talent. Er ist noch sehr jung, aber wir sind ihm schon öfter begegnet und haben seinen kurzen und treffenden Ausdruck manchmal bewundern müssen. Die jetzt vorliegende Sammlung, „Sehnsucht" betitelt (Verlag der deutsch-französischen Rundschau in München), enthält vielerlei, nach Abteilungen geordnet, zunächst Naturbilder von entschiedner Stimmung und fließendem Wohllaut: Regen, Lebenslied, Herbstabend. Warum aber immer so wehmütig und düster? Wer mit sechsundzwanzig Jahren heiraten kann und Weib und Kind besingt, hätte doch auch wohl etwas Grund, fröhlich zu sein. Am eigentümlichsten scheint uns eine Gattung von Gedichten, durch die uns der Verfasser schon von früher lebendig in der Erinnerung geblieben ist, und die er diesesmal unter der Überschrift „Radierungen und Pastelle" zusammengefaßt hat. Mit wenig Strichen wird uns ungemein eindrucksvoll das Motiv irgend eines alten Bildes vorgeführt oder auch die

Charakterstimmung eines Malers: Rubens, Tiepolo, Goya, als sähen wir ihn bei der Arbeit oder vor dem Empfang eines Auftraggebers. Diese Sachen sind meisterhaft: Porträt des Marquis de . . ., stolz und wegwerfend. Die Fürstin und der Page, La Duchesse de . . ., lüstern und schmeichelnd. Der Gesandte, der sich von seiner Königin verabschiedet, beide mit dem Pfeil im Herzen, fein und großartig. Das Lieblingsroß beim Schulritt im Schloßpark, man fühlt den Rhythmus und meint jede Bewegung zu sehen. Was vor hundert Jahren August Wilhelm Schlegel und Karoline in ihren „Gemälden" versuchten, ein Bild in ein Gedicht umzusetzen, das scheint uns hier beinahe gelungen in dem „Porträt eines spanischen Infanten von Velazquez." Wir wählen ein kürzeres Gedicht, um an einer vollständigen Probe die Prägnanz der Schilderung zeigen zu können:

Der Bravo

Bis zum Spiegel dürft ihr gehen,
Stützet euch auf meinen Arm,
Mögt euch noch einmal sehen
Vom blonden Haar bis zu den rosa Zehen,
Weiß wie ihr seid und warm.

Dann aber, schöne Frau,
Beachtet meine Gebärde.
Schließt die Augen kornblumenblau:
Ich treff euch ins Herz genau
Und leg euch achtsam auf die Erde.

Schaukal kann vielen seiner dichtenden Kollegen darin ein Vorbild sein, daß bei ihm die versfüllenden, nichts bedeutenden Wörter fehlen. Er überläßt seinen Lesern noch etwas zum Denken, weil er weiß, daß eine Skizze lebendiger wirken kann als die Ausführung, verfällt aber doch nicht in die billige Manier, die bloß mit Fragmenten kokettiert. Das setzt Studium und Muster voraus, man spürt Heinrich von Kleists warmes Blut, Platens Feile, Konrad Ferdinand Meyers gedrängten Ausdruck, auch die Vorliebe für die formstrengere Kunst der Romanen, zu denen sich der Österreicher ja wohl immer leichter hingezogen fühlt als der Reichsdeutsche.

Ein höchst originelles Buch nicht bloß der Ausstattung und dem Bilderschmuck nach sind die „Balladen" von Börries Freiherrn von Münchhausen (Berlin, Breslauer und Meyer). Es fängt an mit fünf ritterlichen Liebesgeschichten von Pagen und entführten oder vertauschten Frauen mit hochklingenden altfranzösischen Namen in einem gehobnen Bänkelsängerton, halb komisch und halb feierlich, stark dekadent, was der Verfasser wohl als ein Lob ansehen wird, und temperamentvoll. Dann kommen nordische Sachen, die gekünstelter sind, schwülstig und übermäßig pathetisch, mit zu vielen Orts- und Personennamen, die für uns kein Leben mehr haben. Ganz in seinem Element ist der Dichter wieder mit einigen Sagen und Sängen von niedersächsischen Rittern und Bauern, in die auch die Vorzeit seines eignen Geschlechts mit

hineinspielt: Der letzte des Stammes, Wir usw. „Söhne sagten den Enkeln das Weistum des Standes: Adel ist Adel des Fürsten und nicht des Landes! Heiligen Lehnseid haben wir uns geschworen, du hast uns und wir haben dich gekoren. Laß sie reden am Markte vom Landesverräter, dein ist der Adel und hält den Eid der Väter." Wenn wir recht verstehn, so klingt das welfisch, und wenn wir weiter autobiographisch deuten dürfen, so hat der Verfasser seine hannöversche Heimat verlassen und ist nach München gegangen, wo er auch wohl studiert hat. Die letzten Gedichte zeigen nämlich ein neues Milieu, ein cigarettenrauchendes Fräulein, eine Landpartie an die Isarufer, einen Wirtshausgarten mit ungarischer Musik, die ergreifend geschilderten Bohemerien eines verbummelten alten Studenten, Was der Zigeuner sang und andres. Diese Sachen sind in ihrer Art vortrefflich, so dekadent sie sein mögen, und verraten ein ausgesprochnes Talent. Einzelne sind auch durchaus unanstößig: Wir Kinder, ein Gedicht mit einem prachtvollen Schluß: „Als wirs erlebten, war es eins, jetzt nicht!" Herr von Münchhausen ist sicherlich so selbstherrlich, daß er von der Kritik keine Ratschläge begehren wird. Trotzdem kann diese den Wunsch nicht unterdrücken, sie möchte ihm wohl noch einmal auf einer höhern Stufe des gradus ad Parnassum begegnen. Er mag wenigstens noch vernehmen, daß wir den sichersten Prüfstein seiner echten Begabung in dem Gedicht „Der Marschall" gefunden zu haben meinen. Eine bekannte, oft erzählte Geschichte, aufs neue in Verse gebracht. Auf solchen Pfaden pflegen die meisten zu stolpern und liefern Gymnasiastenarbeit — wie wir an einigen Beispielen seiner Fachgenossen auch diesesmal gesehen haben. Er hat es anders gemacht und giebt uns eine so famose Ballade voller Stimmung und Lokalfarbe, daß wir bedauern, sie hier nicht ausschreiben zu können.

Der Wildfang

Von Adolf Schmitthenner

(Fortsetzung)

Eine gute Weile mochten wir so gesessen sein. Da hörte ich von oben her aus dem Walde, der unsichtbar über uns den Berg hinanstieg, einen heisern Schrei, wie von einem Raubvogel. Er wiederholte sich zwei und drei mal. Das zweite mal schien er mir von einem Menschen zu sein, und das dritte mal erkannte ich Gerwigs Stimme. Ich stand auf, eilte hinter den Steinen vorbei und einen steilen Pfad hinauf, und bald rauschte es mir entgegen. Eine Weile war es still, aber dann rauschte es wieder und viel näher, und ich hörte die Schritte von einem, der den